

Le 33931 VI

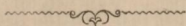
Ueber den

**volksthümlichen estnischen
Aberglauben**

Ma. 78. 93

und den

estnischen Antonius-Cultus.



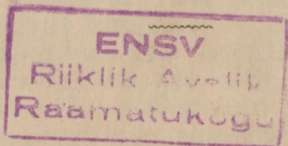
2570

Von

F. Amelung.



Sonderabdruck aus der „Neuen Dorpischen Zeitung“ 1877.



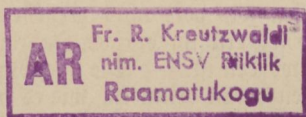
Dorpat.

Druck von C. Mattiesen.

1877.

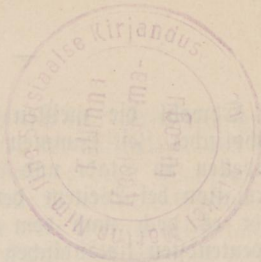
293 (= 94.545)

Ar 877
Amelung



73.594

Von der Censur gestattet. Dorpat, den 5. October 1877.



Wir sollten uns nicht wundern, daß noch in der Gegenwart Aberglaube mannigfaltigster Art im estnischen Volke verbreitet ist, dürfen wir doch nicht vergessen, daß das Christenthum dem Esten erst im vorigen Jahrhundert wirkliche Herzenssache geworden ist. — Die nachfolgenden historischen Notizen mögen daran erinnern, wie es in früheren Jahrhunderten im Hinblick auf Schule und Kirche, auf geistliche und geistige Pflege unseres Landvolkes bestellt war.

Nachdem die ersten Deutschen in Livland festen Fuß gefaßt und der Bischof Albert auf der Schwelle des 13. Jahrhunderts Riga gegründet, eroberte der Schwertbrüder-Orden binnen 20 Jahren das jetzige Liv- und Kurland und unterjochte in derselben Zeit König Waldemar von Dänemark Estland. Mit der Eroberung ging Hand in Hand die Christianisirung, wenigstens die äußerliche Christianisirung, des Landes. Die Erbauung von Kirchen schritt dermaßen rasch vor, daß schon um das Jahr 1250 in der Diöcese Reval, in Harrien und Wierland, sich in jedem der vierzehn Kirchspiele eine Kirchspielkirche befand, während außer diesen hier und da, besonders auf den Klostergütern, auch noch Capellen errichtet waren. In dieser Zeit findet sich von dem Bestehen von Schössern oder Edelhöfen noch keine Spur vor, und die im Kataster der Diöcese Reval um 1250 aufgeführten 530 Namen von Landgütern lassen sich zum großen Theil als Namen noch heute bestehender estnischer Dörfer erkennen. — Mit der Ansiedelung war also die äußere Befehrung vom Heidenthum wohl erfolgt, daß aber damit zugleich nicht auch die innerliche Zuwendung zum Christenthum gegeben war, ist von der livländischen Geschichte genugsam bezeugt.

Obwohl die meisten livländischen Landkirchen aus katholischer Zeit stammen und die Zahl der Kirchen und Capellen in Stadt und Land vor Einführung der Reformation bei Weitem deren jetzige Zahl übersteigt, so steht es doch nach dem übereinstimmenden Urtheil der bedeutendsten livländischen Geschichtschreiber fest, daß im katholischen Mittelalter die Sittenlosigkeit in allen Schichten der Bevölkerung groß war und daß das materielle wie das geistige Wohl des Landvolkes auf der niedrigsten Stufe stand.

Werfen wir nun, von der Gründung Rigas um 200 Jahre weitereilend, einen Blick auf das kirchliche Leben des 15. Jahrhunderts, so sind für diese Zeit besonders interessant die im Jahre 1428 zu Riga für die ganze livländische Kirchenprovinz, also Liv-, Est und Kurland, erlassenen Statuten des Erzbischofs Henning Scharfenberg (cf. Richter Th. I. Bd. II. p. 104). Die Geistlichen sollen sich, wie es zunächst in derselben heißt, ihrem Stande gemäß und nicht in lebhaftes Roth und Grün kleiden; dem jungen Geistlichen wird verboten, die erste Messe durch ein Gastmahl, zu welchem Schauspieler und Dirnen eingeladen werden, zu feiern; desgleichen wird ihnen das Leben in wilder Ehe bei Verlust ihres Amtes untersagt, was aber dennoch ungestört stattfindet; die Pfarrer sollen nie außerhalb ihres Hauses die Nacht zubringen, desgleichen sollen auch die Nonnen nicht ohne Erlaubniß ihre Klöster verlassen. Den Bauern ist nicht erlaubt, sich anders als auf dem geweihten Kirchhofe begraben zu lassen und darf auch kein Todtenmahl auf dem Kirchhofe oder in der Kirche selbst gehalten werden. Zur Beaufsichtigung des Zustandes der Kirchen werden jährliche Visitationen angeordnet und den Geistlichen sowohl als den Weltlichen wird die Ausrottung d. s. heimlich noch fortwährenden heidnischen Gottesdienstes ans Herz gelegt. Den Bauern beiderlei Geschlechts, welche ohne Trauung, aber nach einem gegebenen Eheversprechen miteinander gelebt haben, wird verboten, einander zu verlassen, was sehr häufig geschah.

Da die Bauern das Abendmahl gar sehr vernachlässigten, sollte von nun an ein Jeder vor erreichtem zwölften Lebensjahre zum ersten Abendmahl gehen. Wahrsagerei und Zauberei jeder Art und die abscheuliche Eisenprobe werden verpönt, jede öffentliche oder private Disputation in Glaubenssachen wird mit Strafe des Bannes belegt und jede Uebersetzung theologischer Werke aus dem Lateinischen ins Deutsche wird untersagt, damit etwa der Sinn nicht in irgend einer Weise alterirt würde.

Welch' ein trübes Bild entrollt sich vor uns beim Lesen dieser Gebote und Verbote. Der bekannte Geschichtschreiber Cröger kann daher von diesem Zeitraum auch nur kurz bemerken, daß von einem Wirken der Geistlichkeit für Volksunterricht und Bildung keine Spur zu finden wäre und noch ungünstiger urtheilt ein anderer Historiograph, Rutenberg (Vd. I p. 144): „Die Priester predigten in deutscher Sprache dem lettischen und estnischen Landvolk, das von all' dem Predigen kein Wort verstand. Da in der Regel nur die schlechtesten Subjecte ihre Heimath verließen und da sie in Livland in schlechtesten und rohesten Umgebung noch mehr verdarben und verwilderten: so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die livländischen Mönche und Priester jener Zeit als ein Auswurf der Gesellschaft gechildert werden und wenn sie den Stallknechten gleich behandelt wurden, während die hohe Geistlichkeit in seidenen Prunkgemächern schwelgte und sündigte.“

Wieder ein Jahrhundert später finden wir die inneren Zustände des alten Livland während der Regierung des Ordensmeisters Wolter von Plettenberg trotz Einführung der Reformation nicht wesentlich gebessert. Die classische Schilderung dieser Zeit durch den alten, würdigen Balthasar Russow ist bekannt genug. Derselbe charakterisirt in treuherziger, ungekünstelter Erzählung das wilde Treiben des Adels, des Bürgers und der Bauern in jener langen Friedenszeit von 1501 bis 1558, und zeigt uns das Volk in der tiefsten Versunkenheit (Cröger Vd. I 202). Diese Versunkenheit tritt vor Allem in

dem ehelichen Leben zu Tage: war das Weib alt oder behagte es dem Bauer nicht mehr, so verstieß er es, um ein anderes zu nehmen mit der Entschuldigung: „das sei alte livländische Sitte, und nicht Getraute äßen ebenso gut Brod, wie die Eheleute“ und wies zum Ueberfluß noch auf das Vorbild der höheren Stände hin. Bei den Kirchmessen besonders gelangte unter den Tönen der Sackpfeife, die man Abends schier eine Meile weit hören konnte, die Rohheit in Saufen und Unzucht zum Durchbruch; das wüste Treiben währte bis an den lichten Morgen, dann gingen die Leute „halb besoffen in die Kirche, wo sie so schwätzten und fladderten, daß man den Pastor vor dem Geschrei nicht hören konnte. Nach dem Gottesdienst begann das Tanzen und Springen, das Geschrei und der Weibergesang von Neuem, daß Einem Hören und Sehen verging“.

Auch von dem rohesten Aberglauben wird erzählt. So waren die Feuer von Johannis, Petri-Pauli und Mariä Berggang, sowie die Feste am Tage Johannis und Witi bei dem Brigittenkloster bei Neval wegen des Ablasses und heidnischer Greuel und Abgötterei in Ver- ruf: Weiber und Mägde opferten Wachslichter und Fi- guren, um ihr Vieh gesund zu hexen, indem sie einen Schilling dreimal um den Kopf drehten und ihn dann auf den Altar warfen, worauf sie davongingen und sich toller Lust überließen. Nicht anders war es bei den Wallfahrten, die bei allen Klöstern und Capellen im Lande im Schwange waren: „also, daß in dem Venus- berge kein gränlicher Leben geführt werden konnte“. „Aber“, so lautet die Entschuldigung, „es gab keine gute Schule im ganzen Lande, die einen schlichten Prediger, der Landessprache mächtig, gehabt hätte. Große Kirch- spiele mit acht und neun Edelleuten sind ganz wüste geblieben. Die Geistlichen waren Ausländer, welche die Bauern nicht verstanden, weshalb sie aus der Kirche blieben und verluderten, obwohl sie den Pastor besolden mußten, während der Deutsche nur einen Schinken gab. Orden und Bischöfe kümmerten sich nicht um das See-

lenheil, da hier nicht ihr Vaterland war, und strebten nur danach, zu ihrea Tagen genug zu haben.“ Balthasar Ruffow, welcher in dem nun hereinbrechenden furchtbaren Kriegselend der Jahre 1558 bis 1582 die gerechte Strafe Gottes für die Unbußfertigkeit und den Leichtsin der Livländer erblickt, schließt seine Schilderung als wahrer livländischer Patriot, der er war, mit folgenden Worten: „Aller dieser Dinge haben wir nicht gedacht, damit Jemand verachtend meinen sollte, es wären zu jener Zeit unter allen Livländern, adligen und unadligen, gar keine verständigen Leute und gottesfürchtige Christen gewesen. Das sei ferne von uns. Denn es sind unter allen Ständen viel gute Leute gewesen, die an dem gedachten Wesen gar kein Gefallen hatten. Einige von Adel, in Betrachtung des Seelenheils ihrer armen Bauern, haben besondere Prediger, welche die undeutsche Sprache kannten, auf eigene Unkosten in ihren Höfen gehalten, und diese mußten jeden Sonntag die Bauern und das Gesinde in der Lehre Christi unterrichten: ja, einige tugendsame Wittwen und Matronen vom Adel haben sich nicht geschämt, in Ermangelung eines Pastors bei der Kirche, ihren Bauern und ihrem Gesinde in ihren Höfen die fünf Stücke des Katechismus auf undeutsch vorzulesen und sie zur Gottesfurcht zu ermahnen.“

Nach dem Untergange des livländischen Ordensstaates wird in der Zeit der polnischen Herrschaft in Livland der Katholicismus durch die Propaganda der Jesuiten wiedereingeführt. Von 1600 an bis 1620 wüthet ununterbrochen die Kriegsfurie in Livland. Es ist anzunehmen, daß beim Beginn der schwedischen Herrschaft zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Sittenverwilderung ihren höchsten Grad erreicht hatte. — Um hierfür nur einige Zeugnisse herauszugreifen, citire ich aus der Zeitschrift „Inland“, 1836, folgende Bemerkungen. Der Prediger zu Oberpahlen, Johann Pommer (von 1626 bis 1641), klagt, „daß die Bauern größtentheils ungeeheligt (nicht getraut) lebten, bis sie einander überdrüssig würden. Daß ferner die Bauern sehr im abergläubischen Papst-

thum erloschen seien und selten zum Abendmahl gingen, und ihre Leichen meist in den Büschen bei ihren aufgerichteten Kreuzen begraben.“ — Im Theal-Fölk'schen Kirchspiel hatte im Jahre 1594 Conrad Taube eine evangelische Kirche, St. Lorenz genannt, die jetzige Kirchspielskirche zu Fölk, erbaut, „dem armen estnischen Volk zur heiligen Wohlfahrt.“ Dort war in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Moralität des Volkes so tief gesunken, daß die altestnische Sitte der Vielweiberei wiederum Eingang fand, denn (nach Hagemeister, Gütergeschichte II, p. 71) fanden sich unter den Bauern Mehre, die zwei Weiber hatten.

Zur Zeit des Ueberganges Livlands aus der polnischen Hand in die schwedische waren die meisten Landkirchen verwüstet und nur die steinernen Wände, welche dem Feuer und der Zerstörung widerstanden, ragten als traurige Denkmäler der schweren Kriegszeit empor. Dank dem Eifer der schwedischen Regierung für das lutherische Kirchenwesen im Lande wurden jedoch die zerstörten Kirchen verhältnißmäßig rasch wieder in Stand gesetzt und mit Predigern versehen. Mit Zelotismus wurde die strenge und reine Lehre des Lutherthums und das lutherische Dogma aufrecht erhalten. Gegen den Aberglauben des Volkes, namentlich gegen das noch allgemein verbreitete Opfern in den Büschen wird mit Leibesstrafen vorgegangen: in den Hexenprocessen jener Zeit wird die Folter und die Verbrennung angeordnet. Doch solche Mittel des Zwanges erbitterten nur und steuerten auf die Dauer keineswegs dem Aberglauben; wirkliche Abhilfe gegen denselben leistete dagegen das, was für Kirche und Schule geschah. Damals begann man energisch mit der Errichtung von Volksschulen vorzugehen und die bäuerliche Jugend sollte zum Schulbesuch streng angehalten werden — wie weit aber hierin Folge geleistet ward, läßt sich freilich nicht mit Sicherheit entscheiden. Wichtig auf kirchlichem Gebiete ist vor Allem die Uebersetzung des Neuen Testaments in's Estnische im Jahre 1660 und die lettische Bibelübersetzung im Jahre 1689.

Wir sehen, daß Hand in Hand mit der Aufbesserung der materiellen Lage des Bauerstandes auch von Schritt zu Schritt in dem Sittenzustande des Landvolkes sich ein bedeutsamer Fortschritt Bahn bricht.

Doch da folgte nach dieser Periode des Wachsthums der materiellen und geistigen Wohlfahrt der schreckliche Nordische Krieg und vernichtete allen Wohlstand, alle Bildung im Volke, so daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Elend und Armuth im Lande allgemein geworden waren. Während des Krieges fanden langjährige Prediger-Vacanzen in über 60 Kirchspielen statt und schließlich behielt die livländische Geistlichkeit von 100 nur noch einige 20 Prediger an den Landkirchen. Die kirchlichen Gemeinschaften hatten sich in manchen Kirchspielen damals ganz aufgelöst. Denn nicht nur bei den Bauern war die Noth so groß, daß dieselben in vielen Gegenden haufenweise frierend und hungernd durch die Moräste und Wälder zogen und bettelten: sondern auch „die Kinder vieler vom Adel zogen umher, um ihres Leibes Nothdurft und Nahrung durch Bettelbriefe zu erlangen.“ Unvermeidlich mußte mit der Verarmung wieder eine sittliche Verwilderung eintreten. Man kann nur darüber staunen, daß man sich so schnell aus diesem Elend zu gedeihlichem Leben emporarbeitete. Ein großes Verdienst an dem Aufschwunge des Landes erwarb sich der livländische Landtag, indem er Mittel für die Landeskirche beschaffte, und sehr viel leisteten die Prediger selbst, von welchen viele, mit Entbehrungen aller Art kämpfend, treu ihre Gemeinden bedienten. Auch wurden damals neue Landvolkschulen begründet und es begann die nationale lettische und estnische Literatur ein regeres Leben zu entfalten. Nach einer handschriftlichen Notiz des Besitzers von Drellen und Kubdum, des Feldmarschalls Campenhausen, wurde auf diesen zwei Gütern in den Jahren 1734 bis 1775 von Martini bis zur Marterwoche Schule gehalten: die Zahl der Schulkinder begann mit 24 und stieg bis 70, so daß es scheint, daß ziemlich alle schulpflichtigen Kinder An-

terricht erhielten, denn diese beiden Güter mögen damals etwa 200 männliche Seelen gezählt haben. Im Jahre 1737 wurde bei dem Herrnhuter-Diakonat zu Wolmar das erste lettische Volksschullehrer-Seminar begründet, welches bald 120 Zöglinge zählte. Höchst interessant für den Zustand der Volksbildung erscheint die erste mir bekannte statistische Angabe bei Hupel (Top. Nachr. II, 29) „Anzeige von den Profectibus der Bauer-gemeinde zu Oberpahlen pro 1771 und pro 1774.“ Danach gab es im Jahre 1771 in der dortigen Gemeinde: Lesende 2770, Nicht-Lesende 2034 (wobei die Kinder unter 7 Jahren nicht berücksichtigt sind); den Katechismus verstanden 2631, nicht verstanden ihn 983; Communicirende gab es 3257 und nicht Communicirende 347 (wobei Personen unter 15 Jahren nicht berücksichtigt sind).

Nicht zu unterschätzen ist die Thätigkeit der Brüder-Gemeinde seit den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Namentlich von Wolmar aus wirkten die begeisterten Brüder David und Bieser. In den Brüdern war die Lehre Jesu Christi wirklich Herzenssache und bald trat bei Vielen im Volke ein Hunger und Durst nach dem Worte Gottes ein, wovon bisher nichts zu spüren gewesen war. Die Herrnhuterbrüder entsagten allen Lustbarkeiten, wie Tanz, Spiel und Wirthshausbesuch und waren stille, fleißige Leute: durch sie wurde die Moralität des Volkes wesentlich gefördert. Doch bald setzte sich Herrnhut in Widerspruch mit der Landesgeistlichkeit und 1743 wurden die Versammlungen der Brüder verboten, was jedoch nur zur Folge hatte, daß die heimlichen Anhänger um so eifriger an der Sache festhielten. Unter der livländischen Geistlichkeit selbst waren viele rationalistisch gesinnte Prediger dem Herrnhuterthum freundlich gesinnt. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nahm übrigens unter den Predigern die Zahl der Rationalisten immer zu: dem Zeitalter der Aufklärung folgend nahmen sie einen freieren religiösen Standpunct ein und legten gegenüber den Orthodoxen

nicht auf das Bekenntniß und Dogma, sondern auf die christliche Gesinnung und praktische Moral den Schwerpunkt. Zu den Anhängern des Rationalismus gehörte auch der bekannte Hupel, Prediger in Oberpahlen von 1764 bis 1804, einer der um die estnische Volksbildung verdientesten Männer Livlands. Außer Hupel erwarben sich viele andere Prediger wie Thor Helle, Gutsleiff, Adrian Virgin und besonders Christoph David Lenz hervorragende Verdienste um die lettische und estnische Literatur.

Nachdem wir somit einen kurzen Rückblick auf die kirchliche Geschichte Livlands geworfen und einige Momente aus der religiös-sittlichen Entwicklung des estnischen Volkes fixirt haben, gelte es den Versuch, uns die Kulturzustände der Esten vor 100 Jahren mit besonderer Berücksichtigung des damals herrschenden Volksglaubens zu vergegenwärtigen. — Ein vorzügliches Material hiefür giebt uns das treffliche Werk des alten Hupel, „Topographische Nachrichten von Lief- und Estland,“ (3 Bände, Riga 1774 bis 1782) an die Hand; aus ihm tritt ein ebenso farbenvolles als gründliches Bild jener Zeit hervor. Hupel selbst ist als Rationalist freisinnig genug, um nicht etwa bei Mittheilung der abergläubischen Gebräuche der Esten in religiösen orthodoxyen Eifer zu verfallen: er bekundet vielmehr allenthalben ein reges wissenschaftliches Interesse an diesem Gegenstande. Die betreffenden Theile des Hupelschen Buches sind der Abschnitt über die Religion der alten Esten und Letten (Bc. I 148—161), der Abschnitt über die Bauern und deren abergläubische Gebräuche (Bd. II p. 121—193 u. spec. p. 140—146) und endlich der über die abergläubischen medicinischen Curen (B. I 558—562); außerdem kommen mehrfach einzelne Partien, wie die Erörterung der sogenannten Wettertage (I, 115) u. dgl. m. in Betracht.

Zu Hupels Zeiten hatten sich, wie derselbe erzählt, von den Stätten und Hainen, wo die alten Esten ihren heidnischen Gottesdienst verrichteten, noch viele, trotz aller gegen

sie gerichteten Zerstörungs Versuche, forterhalten. Der Besuch derselben fand, so scharf er auch von der Kirche und dem weltlichen Gesetz verboten war, dennoch unausgesetzt statt. Die Opfer von Wolle, Wachs, Garn, Brod u. A. m. waren noch vielfach im Schwange. Die Opfernden legten sie an gewisse heilige Stellen oder bargen sie in den in der Nähe stehenden alten hohlen Bäumen; auch in die Quellen und Flüsse senkten sie Opfergaben. Bei den abergläubischen Zusammentünften bildete die Unterhaltung und Ernährung des Feuers, in welches ebenfalls allerlei Opfer geworfen wurden, einen der vorzüglichsten Dienste. Im Oberpahlenschen steht, berichtet Hupel, nahe bei dem Gutshof Kawershof, ein Opferstein unter einem heiligen Baum und man findet in der Höhlung des Baumes noch oft kleine Opfer.

Große Weisheit, meint unser Gewährsmann, sucht man nicht bei einem Volke, das sich bloß mit Viehzucht, Ackerbau und Fischerei beschäftigt; gleichwohl bedauert er es aus wissenschaftlichem Interesse lebhaft, daß die Bauern ihre abergläubischen Bräuche so ängstlich geheim halten, indem alle nationalen sogenannten Weisen ihre Kunst nur kurz vor dem Tode einem Einzigen entdeckten und so diese ihre Kunst weiter vererbten. Diese Weisen bilden in jener Zeit einen zahlreichen, geehrten und gefürchteten Orden unter den Bauern. Zu demselben gehören Salzbläser, Zauberer und Hexen aller Art: „sie begehen große Thorheiten, aber unleugbar verrichten sie manche merkwürdige Cur: Verrenkungen, einige Arten von Gewächsen, Beulen u. dgl. m. heilen sie bloß durch Berühren und sanftes Streichen, wobei sie stets gewisse Worte murmeln, denen sie alle Kraft beimessen.“ Der kranke Bauer bittet entweder auf dem Gutshof um etwas Arznei oder aber — und das geschieht häufiger — er wendet sich an seine Weisen. Die gewöhnlichen Hausarzneien sind Pfeffer, Salz, Schießpulver, Schwefel, Afsafoetida und Branntwein. Ungewöhnliche Krankheiten schreibt das Landvolk ohne Weiteres dem Teufel oder einer Hexe zu und wendet sich behufs Abhilfe des Uebels

an seine Zauberer, welche sowohl die Macht haben, Schäden zu heilen, als auch Andere ihrer Mitmenschen mit Krankheit zu belegen; sie wissen das Gestohlene anzuzeigen und wiederzuschaffen.

Auch manche Livländerin von Stande kann sich nicht ganz solchen, durch die Ammen und Aufwärterinnen erlernten Vorurtheilen entwinden. „Manche gemeine Deutsche“, sagt Hupel, I, 154, „lachen über den Uberglauben der Bauern, lassen aber doch, so oft sie einen Ausschlag an sich sehen, durch den Dienst eines alten Weibes an die böse Stelle schaben: Die Bauern halten den für sehr einfältig, der an der Kraft des Silberschabens zweifelt“. Bei Gelegenheit der Wettertage, d. h. solcher Tage, an denen man die Witterung voranzubestimmen pflegte, bemerkt Hupel zum 25. März Mariae Verkündigung: „Die Deutschen säen dann ihren Kohl mit der gewissen, aber oft fehlgeschlagenen Hoffnung, daß er dann am besten gerathe, zu welchem Zweck sie mit vieler Mühe in dem Schnee arbeiten; der Bauer aber betrinkt sich, damit er das ganze Jahr hindurch frisch und roth aussehen möge — von diesem Tage hängt das Wetter ab und Frost an diesem Tage soll 40 Nächte hindurch Frost bringen“. Eine ganz besondere Furcht hegt der Bauer vor dem bösen Auge und Munde: er argwöhnt, daß dadurch sein Vieh oder sein Korn schaden leide; „wenn aber Jemand dasselbe lobt oder bewundert, so murmelt er einige schlechte Worte entgegen, um das Lob unkräftig zu machen: auch viele Deutsche urtheilen nicht gesunder und erzürnen sich sehr, wenn man ihre Kutschpferde fett nennt oder sich über die Menge ihres Faselz wundert.“

Die Bauern pflegen, um wider Hexerei sicher und in ihrer Wirthschaft glücklich zu sein, allerlei Opfer von Wolle, Wachs, Talg, Geld u. dgl. m. an Kirchen, in Hainen und an heiligen Stellen niederzulegen. So oft sie Etwas schlachten — und wäre es auch nur ein Huhn — so tragen sie ein Stück davon hinter den Viehstall an eine bestimmte Stelle als Opfer. — Gewisse merkwürdige Tage und Zeiten des Jahres macht Hupel namhaft

und macht über den mit diesem Tage verbundenen volksthümlichen Aberglauben interessante Mittheilungen: so z. B. werde am 24. Februar, dem Matthäustage, kein Sieb in die Hand genommen, um vor Ungeziefer sicher zu sein; am 23. April, dem St. Georgstage, werde kein Holz gefällt, damit die Wölfe dem Vieh keinen Schaden zufügten; am 13. Juli, dem Margarethentage, arbeiten Einige nicht, um vor Bären sicher zu sein; am 10. August, dem Laurentiustage, werde nicht eher Feuer angemacht, als am Abend, um vor Brandschaden sicher zu sein; am 2. November werden die abgeschiedenen Seelen bewirthet: „sie setzen des Nachts Speisen auf, und freuen sich, wenn sie merken, daß etwas davon verzehrt ist“. Hupel meint, es seien von der ersten Befeh- rung der Esten, also aus katholischer Zeit, her einige besondere Schutzheilige beibehalten, nun aber vermuthlich schon ganz vergessen worden: der Pferdegott Jürri wurde am 23. April, der Feuergott Laurits am 10 August, der Fischgott Peter am 29. Juni, der Pestilenzgott Thomas am 21. December verehrt.

Hupel urtheilt: Aus dem Heidenthum sind noch manche Ueberbleibsel übrig, und es scheint, daß die Reformation bei ihnen nicht die früheren, zur Zeit der Bischöfe gelehrten Meinungen ausgetilgt hat. Ihre Unwissenheit und deren Gefährtin, eine ungemaine Sinnlichkeit, bewirken, daß sie ihren Unternehmungen durch Opfer einen guten Fortgang zu erkaufen suchen. Der wohlthätige Einfluß der Religion auf ihren Lebenswandel ist leider nicht zu bemerken: auch die gut unterrichteten Bauern können sich nur mit Mühe und nach langem Kampf entschließen, des Donnerstags in ihren Häusern zu spinnen.

Bei dem Abschnitt über die alte heidnische Volksreligion der Esten dürfen wir uns nicht mehr auf Hupel beschränken: die altheidnische Volksreligion und der Catholicismus sind die beiden Quellen, aus denen der Strom des volksthümlichen, noch jetzt fortlebenden Aberglauben entsprungen ist und demzufolge müssen wir den Kreis unserer Betrachtung über den estnischen Aberglauben aus-

dehnen und in denselben die neueren Forschungen über die alt-estnische Volksreligion hereinziehen.

Nach Hupel ist die estnische Religion monotheistisch gewesen, wenigstens sei die Vielgötterei der alten Esten noch nicht ganz erwiesen. Der Summal der Esten, mit welchem Ausdruck dieselben noch jetzt, so wie die Lappländer und Finnen, den wahren Gott bezeichneten, könnte unter mehr als einem Namen bekannt gewesen sein, und was man von den übrigen Gottheiten, wie z. B. Thor, erzählte, wäre nur als die Verehrung von Naturgottheiten anzusehn. Bei den alten Esten fänden sich bis auf die kleinsten Nebenumstände der celtische und deutsche Gott „Thor“, der Helfer im Kriege, wieder und in den noch vorhandenen alten Gebräuchen (Hupel meint hier die Religionsübung im freien Felde und den Naturdienst) träte die Aehnlichkeit zwischen dem celtischen und deutschen Cultus mit dem ehemaligen livländischen in heidnischen Zeiten deutlich hervor.

Von neueren Forschern auf diesem Gebiete sind namentlich Fählmann, Blumberg, Holzmayer und vor Allen Wiedemann zu nennen und in Betracht zu ziehen. Der Akademiker Dr. F. J. Wiedemann, wohl die hervorragendste jetzt lebende Autorität auf dem Gebiete der estnischen Volkskunde, hat durch sein Werk: „Aus dem inneren und äußeren Leben der Esten. St. Petersburg 1876“ ein überaus reichhaltiges Material zur Kenntniß des estnischen Volksgeistes niedergelegt und sowohl über die altestnische Religion, wie den fortbestehenden estnischen Volksaberglauben das wissenschaftlich bisher Ermittelte im Wesentlichen zusammengefaßt. Dennoch ist es bisher nicht gelungen, eine vollständige altestnische Mythologie zu construiren und namentlich bleibt auch in Zukunft noch die Frage unentschieden, ob wirklich ein Einfluß der skandinavisch-germanischen Götterlehre in dem altestnischen Tor oder Thar zu constatiren sei. Für diese Annahme spricht die bis jetzt im Volksaberglauben erhaltene altestnische Feier des Donnerstags statt des Sonntags. Es wird interessant sein, über den an-

geblichen Monotheismus der estnischen Religion die Urtheile zu hören. Dr. Fählmann zu Dorpat, seiner Zeit einer der gründlichsten Kenner der Geschichte unseres Volkes, äußert sich im Jahre 1848 (Script. rer. Liv. II. 683) wie folgt: Gott der Schöpfer hieß bei den Esten Tara mit dem Beinamen der Altvater. Er war der Schöpfer des Himmels und der Erde und kein Gott neben ihm. Die alten Esten waren Monotheisten; Thor hat niemals zu den estnischen Gottheiten gehört, denn Knüpfser (Inland 1836 Nr. 31) weist nach, daß Tara mit geringen Lautmodificationen bei vielen finnischen Völkerschaften bis nach Asien hinein den Namen Gottes bezeichnet. Soweit Fählmann.

Blumberg in den Realien zum Kalewipoeg (Verh. d. Gel. Estn. Ges. Bd. 5, Hf. 4. pg. 21. Dorpat 1869) urtheilt, daß im Kalewipoeg theils eine monotheistische, theils eine polytheistische Auffassung herrsche, je nachdem die Bruchstücke der Sage in die heidnische oder christliche Zeit gehörten.

Die ausgezeichnete Monographie von Holzmayer „Oxiliana“ (Dorpat 1872, Verh. d. Gel. Estn. Ges. Bd. 7, Hft. 2) behandelt eingehend die altestnische Religion, wie auch den Volkzaberglauben und entscheidet sich ihrem Inhalte nach für den **P o l y t h e i s m u s** der alten Esten.

Bei Wiedemann (p. 438) finden wir u. A. folgende Bemerkungen: Tar, Tor, die oberste Gottheit im heidnischen Glauben, Versöhnungs-Glauben (lepingu-usk) der alten Esten. Er schuf zuerst den Säger Wannekuine, den Schmied und Baumeister Ilmarine und den fröhlichen Lämmekuine, seine Kinder und Gesellschafter. Darauf schuf er Thiere und Menschen auf der Erde. Mit dem von Natur schwachen Menschen sollten seine Kinder ein Geschlecht erzeugen, welches stark genug wäre, das Böse zu überwinden.

Es scheint mir, daß das Werk von Wiedemann seinem ganzen Inhalte nach unzweifelhaft sich für den altestnischen Polytheismus entscheidet. Neben Tor oder Tar,

dem Gott des Himmels, kennen wir nach Wiedemann als Kriegsgott Turis, als Gott der Unterwelt Mana oder Toni. Die Bewohner der Unterwelt hielt man für gute Geister und sagte demzufolge: dieser Mann ist so fromm, wie ein manalane, d. i. Abgeschiedener. Aife, Aöu und Piker sind Namen des Donnergottes und wahrscheinlich synonym für Tar. Zu den obersten Gottheiten zählt noch Ukko. Neben diesen Gottheiten giebt es ein ganzes Heer von niedrigen Geistern, im Allgemeinen tondit genannt, darunter z. B. die halijad, Wasser- und Waldgeister, die ma alused, zwerghafte unterirdische Geister, die koddu-käijad, Gespenster, Seelen Abgeschiedener, wörtlich „Heimathbesucher“ und viele andere mehr.

Außer diesen Gottheiten des alten Heidenthums erscheinen in dem Volksaberglauben erstens noch die alten estnischen Volkshelden, wie Kalewipoeg, dann viele Personificirungen von Naturkräften, endlich viele katholische Schutzheilige.

Die estnische Heldensage, das Epos vom Kalewipoeg, ist längst aller Welt bekannt und hat die verdiente Anerkennung und Beachtung gefunden; einen beredten Beweis dafür liefert der Umstand, daß das Epos bereits mehrfach in andere Sprachen übersetzt und bearbeitet worden ist. — Aus dem Wiedemannschen Werk lernen wir noch einen andern, dem Kalewipoeg ähnlichen, mythischen Volkshelden kennen, welcher bisher wenig bekannt war und auf den wir daher etwas näher eingehen: Töll, für Töll, der große Töll, hatte seine Wohnung im jetzigen Töllist auf der Insel Dejel. Er richtete mit einem Streckbalken als Waffe ein solches Blutbad unter den Feinden an, daß ein Füllen in der Blutlache ertrank. Als dem Helden im Kampfe das Haupt abgehauen wurde, da zog er, das abgeschlagene Haupt auf der Degenspitze haltend, fort, bis er endlich todt niederfiel. Als seine Grabstätte gilt eine Stelle auf dem Bauerlande des Gutes Carmel-Großenhof. Der sonst etymologisch unerklärte Name des livländi-

schen Gutes Theilig bei Walf, estnisch ebenfalls Töllist, deutet auf diesen Volkshelden Töll; doch ist von Töll nach Wiedemann auf dem Festlande bisher nicht bekannt geworden, und ebensowenig hat man meines Wissens in der Theiligischen Gegend bisher etwas von der Töll-Sage gehört.

Wiedemann sagt, das schnelle Schwinden des Aberglaubens und der alten Gebräuche sei ihm als eine Mahnung erschienen, das noch Erreichbare jetzt zu fixiren und zu sammeln. Sein Werk ist nicht bloß für den gelehrten Ethnographen und den Alterthumsforscher interessant, auch für alle Freunde livländischer Landeskunde und speciell der estnischen Volkskunde ist es eine wahre Fundgrube reichster Anregung und belehrenden Genusses.

Zum Schluß sei es mir gestattet, einen speciellen Zweig aus dem Gebiet des nationalen Aberglaubens, den *Antonius-Cultus*, eingehender zu besprechen; doch ist zuvor der in ihrer Art ganz besonders bemerkenswerthen ältesten Literatur über den beregten Gegenstand, der Werke des Johann Forselius und des Paul Einhorn, in der Kürze Erwähnung zu thun.

Die erstgenannte im Jahre 1684 zu Reval erschienene Schrift „Joh. Boecler, Der einfältigen Ethen abergläubische Gebräuche“ stammt wie wir zunächst zu constatiren haben, eben nicht von Boecler, der wahre Verfasser ist vielmehr der Mag. Johann Forselius, aus dessen nachgelassenen Papieren sie der berühmte Boecler, ohne auch nur den Namen des wirklichen Verfassers anzudeuten, herausgab. Die Schrift wurde im Jahre 1685 vom estländischen Kirchenconsistorium zu Reval confiscirt und vernichtet — theils weil sie angeblich viel Ob schönes enthalten sollte, theils weil sie ohne Censur des Consistorium gedruckt war. Wir erkennen in diesem Act eine rigorose Maßregel jener Zeit. — Eigenthümlicher Weise giebt es gleichzeitig drei Persönlichkeiten ein und desselben Namens „Johann Forselius“: der eine von ihnen war Magister der Theologie und Prediger zu

Matthiä und Kreuz bei Baltischport (gestorben zwischen 1681 und 1685); der zweite war Prediger zu Klein St. Johannis von 1681 bis 1699 und der dritte endlich, Bengt Johann Forselius († 1688) war Candidat des Predigtamts und auf den in Anlaß der Uebersetzung der Bibl ins Estnische in Willistfer abgehaltenen Conferenzen im Jahre 1687 thätig — ein um die Verbesserung des estnischen Schulwesens überhaupt wohlverdienter Mann.

Der Verfasser der Schrift ist nicht bloß der erste Schriftsteller, der über den estnischen Volksglauben handelt, sondern er ist auch ein besserer Sachkenner, als es selbst der unermüdlche, 100 Jahre später lebende Forscher Hupel war: er theilt uns ebenso ausführliche, als interessante Angaben über die verschiedensten abergläubischen Gebräuche und Gewohnheiten der estnischen Bauern bei Kindtaufen, bei Hochzeiten und bei Begräbnissen mit. Andere Capitel handeln von den bedeutungsvollen Zeiten und Tagen, von Wind und Wetter, Dürre und Regen, von Weibern und Kindern, vom Vieh und von diversen andern Dingen.

Von der altestnischen Gottheit Thor bemerkt er u. A., die alten Esten hätten mit Summal oder Thar ihren obersten Abgott bezeichnet und nach diesem, als dem Donnergott, den Donnerstag benannt und als Festtag heilig gehalten; das Bewußtsein hiervon stecke den Leuten tief in Herzen und sie achteten den Donnerstag noch immer höher, als den Sonntag. —

Paul Einhorn, († 1655) als Prediaer um die kurländische Landeskirche, als gelehrter Schriftsteller um die lettische Literatur verdient, ist eine für sein Zeitalter überaus charakteristische Erscheinung. Er glaubt allen Ernstes an die Möglichkeit der Hexerei bei den Letten, er glaubt an Gespenster, Teufel- und Geistererscheinungen, an das Dasein der Wehrwölfe, ja er erkennt sämtlichen alten griechischen und römischen Göttern Wesenheit zu und alle diese Phantasiegebilde, denen er volle

Realität beimißt, sucht er als Wirkungen und Werkzeuge des Teufels zu erklären und bekämpft sie als solche. —

Wir gelangen nun speciell zu dem estnischen Antoniuscultus, der noch heute fortbesteht: in Anbetracht seines Ursprunges aus dem Heidenthum und seiner Weiterbildung im Katholicismus liefert derselbe einen besonders lehrreichen Beitrag zur Geschichte des estnischen Aberglaubens.

Der Antoniuustag ist der 17. Januar Von der griechisch-katholischen Kirche wird er als Gedenktag Antonius des Großen von Theben, des Vaters des Mönchthums gefeiert, in der römisch-katholischen Kirche dagegen findet dieser Festtag zu Ehren des heiligen Antonius von Padua (geb. 1195, gest. 1231, canoniert 1231) statt und zwar wird in Rom vom 17. bis zum 25. Januar zu seinem Andenken das Fest der Thierweibe gefeiert. Dieser Heilige soll nämlich durch seine Predigt selbst die Thiere, sogar die Fische des Meeres gerührt haben. Das Schwein ist unter seinen besonderen Schutz gestellt, weil es einst in der Wildniß sein Begleiter gewesen sein soll. Auch gilt er als Schutzpatron der Malerei.

Der Antoniuustag wird in der estnischen Volke allgemein gefeiert, jedoch besonders hoch gehalten in der Gegend von Jemern: zur Feier des Tages wird ganz allgemein ein gewöhnlich mit Grüze zubereiteter Schweinestopf verzehrt — in der hiesigen Oberpahlenschen Gegend gewöhnlich mit Bohnen als Beilage; Kohl darf nach Wiedemann an diesem Tage unter keinen Umständen gekocht werden. Auf der Insel Desel werden nach Holzmayer an diesem Tage in jedem Hause Erbsen gekocht — warum? weiß Niemand? Dieser äußeren Feier des Tages schließen sich verschiedene Kundgebungen des herrschenden Aberglaubens an. Hierüber sagt uns Supel zum Jahre 1782 (Logr. Nachr. III, 318); „Einige Bauer. haben z. B. am Antoniuustage, estnisch „Tönnisse pääv“ einen abergläubischen Dienst, vermuthlich diesem Heiligen zu Ehren, wofür sie Segen an Bienen, Flachs u. A. erwarten: sie legen alsdann in einen kleinen Bau-

del, estn. „Tönnisje Waff“, Wachs, Flachz, Lumpen und ein Wachslight, und hüten sich sorgsam vor diesem Paudel nichts Ungebührliches zu reden, aus Furcht vor unheilbaren Krankheiten.“ —

Gegenwärtig beschränkt sich die Feier des Antonius-tages in den meisten Gegenden auf den Genuß des Schweinskopfes — was jedoch in manchen Gegenden bei abergläubischen Bauernleuten in Anlaß dieses Tages für sonstige Vorstellungen sich geltend machen, erfahren wir am Eingehendsten aus dem Werk von Wiedemann. „In der Gegend von Fennern,“ heißt es daselbst auf S. 341, „wird der Antoniustag mit Bier und guten Speisen gefeiert, man bewirthe auch Ander, die aber weder grüßen noch danken dürfen und beim Weggehen sprechen müssen: Der Teufel hole den Antoniustag und seine Gabe. Auch in anderen Gegenden wird der Tag hoch gehalten. Man bewahrt Bier und Branntwein und bereitet Weihnachtsspeisen. Es wird auch ein kleines Brot gebacken, welches man mit hineingestecktem Lichte am Abend auf den Tisch stellt und Ochsenbrot nennt. Man bewahrt es, bis im Frühjahr das Vieh zum ersten Male auf die Weide getrieben wird, dann muß es der Viehhüter den ganzen Tag in einem Sack am Halse tragen. Wenn er am Abend nach Hause kommt, so zerschneidet man es, und giebt jedem Thier ein Stückchen, theils eines gedeihlichen Fischfanges wegen, theils um das Vieh gegen Seuchen zu schützen.“ — Der Tag heißt auch der Muttertag von Weihnachten. In besonders enger Beziehung steht die Feier mit Allen, was für die Schweine Bedeutung hat. Einige meinen, der Tönnis sei ein Schweinegott gewesen, d. h. er habe die Schweine unter seinem besonderen Schutze gehabt. Dem Antonius wird ein Schwein geschlachtet, an diesem Tage selbst aber nur der mit Grütze zubereitete Kopf genossen. Beim Schlachten wird ein gewisses längeres Gebet an den heiligen Antonius verrichtet. Wenn man es unterläßt, an diesem Tage einen Schweinskopf zu kochen, so gedeihen die Schweine nicht und auf den Kopf darf

man nur am Abend essen, nicht am Tage, denn sonst werden die Schweine im Sommer unstät sein. Vor diesem Tage soll das Schwein die Sonne nicht sehen; an diesem Tage aber bringt man sie hinaus, damit sie die Sonne recht deutlich sehen. Man muß an diesem Tage das Feld eggen, dann wird das Getreide gut wachsen, und man darf nicht spinnen, stricken, nadeln, flicken, sonst kriechen die Schweine im Sommer durch den Zaun und richten Schaden an. Man geht am Abend in den Krug und trinkt Brantwein, was man „den Rücken des Winters zerbrechen“ nennt. Kohl darf, wie erwähnt, nicht gekocht werden, sonst verzehren ihn im Sommer die Raupen. Wenn an diesem Tage, so lange die Sonne scheint, daß ein Mann in dieser Zeit zu Pferde steigen kann, so wird das Heu gut gerathen. Dieser Tag bildet die Mitte des Winters, das Vieh bedarf noch die gleiche Zeit hindurch wie seit dem Herbst, Stallfütterung, der Mensch der doppelten Zeit bis zur neuen Ernte; „das Meer fängt an zu dampfen, das Wasser in den Brunnen wird wärmer; von dem für den Winter bestimmten Schnee ist die Hälfte noch zu erwarten: der Bär in seinem Winterlager legt sich auf die andere Seite und wenn man ihn jetzt aufjagt, so richtet er vielen Schaden an.“

Der bis hierher ganz nach Wiedemann wiedergegebene Volksaberglaube stammt mit Wahrscheinlichkeit aus dem katholischen Mittelalter her, doch der Feier des Tages liegt die Verehrung des Lönn zu Grunde, welche noch aus der Zeit des estnischen Heidenthums herrührt. Die Gedenkfeier des Lönn, an welchem man dem Lönnwaff, Antoniusbehälter ausleerte, mag in katholischer Zeit auf den Antoniusstag verlegt und die Verehrung des estnischen Lönn mit dem Cultus des katholischen heiligen Antonius von Padua allmählig verschmolzen sein.

Nach Wiedemann p. 443 ist „Lönn auch Lönis bei den christlichen Esten Name einer Gottheit oder eines Geistes, welcher als Schirmer des Hauses und der Haushaltung angesehen wird. Eine aus Reisern

und Lumpen gebildete Figur, welche ihn vorstellen soll, ist im Hause als Lar aufgestellt und ihm werden als Opfer dargebracht Erstlinge von jeder Frucht, etwas Bier vom neuen Gebräu und Blut von geschlachteten Thieren, kleine Kupfermünzen für neugeborene Thiere und etwas Silbergeld für ein neu geborenes Kind, etwas von der ersten Milch einer Kuh nach dem Kalben und von der Wolle eines zum ersten Mal geschorenen Schafes. Zur Aufnahme dient der Tönni-waff, ein Korb oder Paudel, welcher zu einer bestimmten Zeit jedes Jahr geleert und gereinigt wird, indem der Inhalt sogleich vergraben wird, um Raum für die Gaben des nächsten Jahres zu schaffen. Dieser Tag ist ein großes Fest, Tönni-pühha, an welchem man Bier braut und Vieh schlachtet. Beschädigt Jemand den Tönni-waff oder entwendet er gar etwas daraus, so verfällt er zur Strafe in eine schwere Krankheit und wird nicht eher gesund, als wenn er unter neun Ameisenhaufen Erde hervorholt und sich auf dieser in der Badstube quästet. — Der Vater des Tön soll der Stammvater der Esten sein.“

Zur Vermeidung des Irrthums, als ob alle diese abergläubischen Gebräuche und Vorstellungen noch gegenwärtig im Volke lebten, hat Wiedemann selbst (p. V.) gesagt: „Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß mancher hier geschilderte Aberglaube jetzt nicht mehr existirt oder nur vereinzelt vorkommt. Dieses bezieht sich also auch auf den hier geschilderten Antoniuscultus.“

Ich kann jedoch constatiren, daß auch in hiesiger Gegend vielen Bauersleuten die Antonius-Körbe noch von früherer Zeit her bekannt sind, gegenwärtig aber behaupten sie, von denselben nichts gesehen und nichts gehört zu haben. Nach einer mir gewordenen Mittheilung des Herrn Pastor Sokolowsky in Fennern fand sich noch vor einigen Jahren ein Tönni-waff bei einem Bauern jener Gegend. Als das Haus dieses Bauern, das auf fremdem Grund und Boden stand, wider seinen Willen abgerissen wurde, sah der Inhaber anfänglich den mit dem Abreißen beschäftigten Leuten ruhig zu, dann

aber drohte er, der Tonni, der als Schutzgeist des Hauses im Tönni wack von ihm verborgen gehalten werde, solle mit schwerer Krankheit schlagen, und soll er in der That späterhin sehr erstaunt gewesen sein, als sich durchaus nichts Derartiges ereignen wollt. — Ein solcher Aberglaube ist für den Prediger eine ernste Mahnung zur geistlichen und geistigen Belehrung der Bauern seiner Gemeinde; für die Freunde der Volkskunde sind dagegen diese nun schnell verschwindenden Ueberreste des Glaubens entchwundener Jahrhunderte von größtem Interesse.

Wenn ich nun am Schluß meiner Notizen über den estnischen Volksaberglauben dessen mir nur zu wohl bewußt bin, daß ich nicht viel Eigenes, sondern nur mehr Referate und Excerpte aus früheren Forschungen in meinen Mittheilungen geliefert habe, so darf ich mich dennoch vielleicht nicht ganz ungerechtfertigt der Hoffnung hingeben, wenigstens bei einigen Wenigen meinen Zweck erreicht zu haben: das Interesse für einen lohnenden und mannigfache Belehrung verheißenden Gegenstand unserer livländischen Landeskunde, für die estnische Volkskunde und specieller für den noch fortbestehenden estnischen volksthümlichen Aberglauben, angeregt zu haben.

